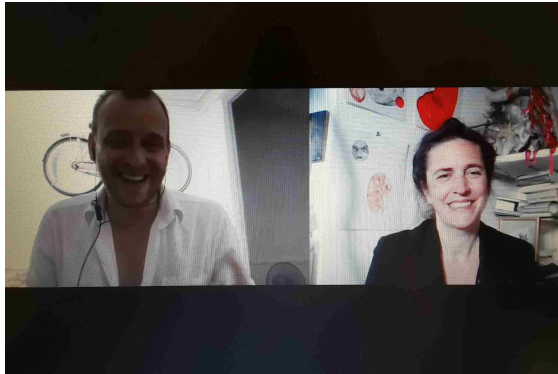


KEEP POSITIVE AND CARRY ON

Fotograf, Autor und AIDS-Aktivist Philipp Spiegel im Onlinegespräch zu Coronavirus, HIV und der Bedeutung fotografischer Bildproduktion mit Kulturvirologin Susanne Ristow im Juli des Pandemiejahres 2020



Susanne Ristow: Guten Morgen, Philipp Spiegel, willkommen in der kulturvirologischen Ambulanz! Ich habe im Laufe der letzten zehn Jahre festgestellt, dass es im Zusammenhang mit Viren eine Vielzahl von bemerkenswerten künstlerischen und kulturellen Aspekten zu untersuchen gibt – in deinem Fall sind die aber noch verstärkt durch deine persönliche Betroffenheit: Meines Erachtens nach ist es gerade im Zusammenhang mit AIDS/HIV im Hinblick auf die neue Covid-Pandemie noch so, dass die Erfahrungen aus der AIDS-Krise eigentlich viel zu wenig thematisiert worden sind – vielleicht hat das bestimmte Gründe, die du besser erklären kannst?

Philipp Spiegel: Puh, ja, es gibt schon gewisse Parallelen. Gerade, wenn man manchen Verlautbarungen aus der Politik zuhört: „Das ist eine erfundene Geschichte“, „Die Krankheit gibt es ja gar nicht“ – das sind genau die Argumente, die man damals bei der AIDS-Pandemie in den 80er und 90ern auch brachte. Ich tue mir da schwer.

Ich befasse mich mit der Geschichte von HIV und sehe schon ziemlich viele Parallelen. Die sanktionierte Intimität beispielsweise: Man darf jetzt nicht mehr nahe sein. Das sind so eigenartige gesellschaftspolitische Regeln, die plötzlich aufgestellt werden. Auf einmal soll man dieses Schuldgefühl haben, jetzt habe ich jemanden umarmt, kann ich dem vertrauen, dass er sich „richtig“ verhalten hat – das ist ja so ein Grundvertrauen, das da in Frage gestellt wird.

SR: Mir schien es eigentlich, als gäbe es eigentlich mehr Parallelen als Unterschiede zur derzeitigen Virus-Pandemie. Das Aufkommen von AIDS habe ich als Jugendliche sehr bewusst erlebt und man wusste anfangs eben auch nicht: Darf ich küssen? Darf ich umarmen? Darf ich Hände schütteln?

Und auch hinsichtlich der Ursprungsmythen (von den USA konzipierte Biowaffe? Exotische Zoonose?) gleichen sich die damaligen und heutigen Szenarien ja sehr. Aber komischer Weise ist das in den letzten Wochen gar nicht besonders thematisiert worden.

PS: Genau, das hat gar nicht stattgefunden.

SR: Ich habe im Medienecho weitaus mehr über den Pestdiskurs als über HIV gelesen. Das ist schon sehr seltsam, denn erstens ist die Pest bakteriell und durch Parasiten übertragbar und zweitens kann man das doch alles längst nicht mehr auf einer Meta-Ebene, oder als Metapher oder Gedankenspiel behandeln, wir haben es doch mit Realitäten zu tun, die viele Menschen wie dich längst direkt betreffen!



Du hast eben von Schuldgefühlen und Schuldzuweisungen gesprochen. Da darf man natürlich auch religiöse Gründe vermuten, denn nicht zufällig beschreibt das lateinische „infecere“ die Infektion als Verunreinigung, der unbefleckte Reinheitsideale gegenübergestellt sind, die bis in die zeitgenössische Wissenschaft wirksam sind, ganz zu schweigen von den fatalen faschistischen Lesarten von Hygiene.

Kannst du zu diesen Reinheitsvorstellungen im heutigen Kontext mehr sagen?

PS: Zurzeit beobachte ich vor allem Vergleiche mit der Spanischen Grippe, die ja auch lange als Trauma des Ersten Weltkrieges ausgeblendet wurde. Was die Beschmutzung angeht, ist Covid ja doch noch anders als AIDS, weil es nicht mit diesen „schmutzigen“ Themen einhergeht. HIV hat halt den Jackpot von Drogen und Sex geknackt – da muss man ja ein Perversling sein, wenn man das hat!

SR: Der Gesellschaft fällt es dann auch leichter, die Risikogruppe auszugrenzen als die armen alten Leute in ihrem Seniorenheim.

PS: Ja, die Armen, die eh schon soviel durchgemacht haben und nie besucht werden und jetzt nicht mal mehr besucht werden dürfen. Politisch wird hier in Österreich sehr viel mit dem Schuldgedanken gearbeitet: Wir müssen die beschützen, wir müssen auf die aufpassen – was ja auch stimmt, aber die politische Sprache der Schutzmaßnahmen ist schon bemerkenswert.

Doch zurück zur Beschmutzung: Covid hat zunächst einmal so gar nichts Schmutziges, da geht es „nur“ ums Atmen und das ist ja lebensnotwendiger als Sex, sagen einige. (lacht)

SR: Tatsächlich hat man im Augenblick den Eindruck, alle fühlen sich zuständig für die Pandemie. Das ist schon ein deutlicher Unterschied zu AIDS/HIV oder zu anderen schweren Infektionskrankheiten, die ja auch noch in aller Vehemenz weltweit verbreitet sind. Und überall dort, wo Menschen im Lockdown sind, werden diese Krankheiten auch nicht mehr angemessen behandelt. Mit welchem Maß wird da gemessen?

PS: Das hat wohl etwas mit der Übertragungsweise zu tun. Ansteckung durch Atmen und Berühren, dieses allgegenwärtige „Etwas“, das schreckt halt auch, vor allem, wenn es so neu ist. Bei anderen Krankheiten kann man sich etwas besser anpassen, als bei so etwas Neuem.

Doch die ganzen Fortschritte, die beispielsweise zur Bekämpfung von HIV in Afrika in den letzten Jahren gemacht wurden, die werden jetzt zunichte gemacht, weil das ganze Geld in die Covid-Forschung fließt. Auch Tuberkulose verzeichnet einen extremen Anstieg.

SR: Kommen wir zurück auf die Ausgangsfrage, was das alles für kulturelle Auswirkungen hat. Krankheiten haben ja in der Geschichte oftmals besondere kulturelle Leistungen bewirkt. Im Zusammenhang mit HIV kann man sicher sagen, dass es eine regelrechte AIDS-Kultur gegeben hat und gibt.

PS: Ich bin ja Teil eines Archivprojektes, das sich „Visual Aids“ nennt und in den 80ern ins Leben gerufen wurde. Damals war es ja so, dass die HIV-Positiven und in der Folge Aidskranken einfach alle weggestorben sind. Das Archivierungsprojekt wurde ins Leben gerufen, um deren Werke irgendwie zu retten.



Das Interessante an AIDS ist schon, dass die Krankheit Künstler besonders betrifft. Free Love und Sex Positivity: da gab es ja auch grosse homo- und bisexuelle Communities und weil es die damals besonders hart erwischt hat, gab es auch so einen besonderen Impact auf die Kunst- und Kulturwelt.

SR: Die Krankheit wurde ja infolgedessen auch als „Künstlerseuche“ bezeichnet.

PS: Ich war Anfang diesen Jahres (kaum vorstellbar, BC, before Covid!) in New York mit ein paar Überlebenden unterwegs, die mich durchs East Village geleitet haben und mir dabei erzählt haben: Da drüben hatte Jean-Michel Basquiat sein Studio und nebenan waren wir, das war doch eine faszinierende Zeit! Es ist ja auch zu sehen, wie viel davon in der Pop-Kultur hängengeblieben ist, zu sehen, wie viele Filme und Songs es gibt, in denen es um HIV geht – das hatte riesige Auswirkungen.

Für Covid ist es momentan noch etwas zu früh, um einschätzen zu können, was für eine Wirkung es wohl haben wird. Die erste Welle war die Isolation und die Frage, wie Menschen damit umgehen. Wie sich das gerade im künstlerischen Bereich auswirken wird, muss man abwarten.

SR: Gleichzeitig ist natürlich eine weitere Digitalisierungswelle zu verzeichnen, da stellt sich natürlich auch die Frage, ob und wie daraus neue Kunstformen entstehen können.

Um auf AIDS zurückzukommen: In dem von Dir beschriebenen Zusammenhang ist natürlich auch Keith Haring ganz, ganz wichtig – auch deshalb, weil er rein formal ein Prototyp der heute so beliebten „Viral Art“ (Street Art) ist. An seinem Beispiel wird sichtbar, was mit der gewisser Massen evolutionären Verbreitung und Reproduktion von Bildmotiven im urbanen Raum passieren kann. Das hat ja auch mit Kopiermechanismen zu tun, die aber nicht immer das Gleiche reproduzieren, sondern nach dem Prinzip Virus auch Mutationen, also permanente Veränderungen durch Kopierfehler und Varianten beinhalten, die dann wiederum in Bildfolgen umgesetzt werden.

Ich denke, dass diese Arbeitsweise sehr folgenreich für die kommenden Generationen gewesen ist.



Für mich wäre nun die Frage, ob es dieses Bewusstsein für die Allgegenwart des Virus und des Viralen, für das Zirkulieren von Motiven, für die Grenzenlosigkeit der Bildproduktion auch in unserer Gegenwartskultur geben kann oder muss. Ich spreche dich jetzt als Fotografen an, aus den 80ern sind mir besonders eindrücklich die Fotos von Nan Goldin bewusst: Wie verändert das Virus deine fotografische Herangehensweise?

PS: Ganz grundsätzlich erlebt die künstlerische Fotografie durch diese weitere Digitalisierungswelle eine Art Todesstoss. Das geschieht einfach, weil sich die Formen der Kunstbetrachtung verändern, worunter die Fotografie schon in den letzten Jahren sehr gelitten hat.

Keith Haring war HIV-positiv, so viele Künstler haben ihre Erfahrungen damit gemacht, aber in der Corona-Krise sind Künstler nicht mehr als andere Menschen betroffen, allenfalls das soziale Gebilde insgesamt ist von den jetzigen Veränderungen betroffen,

aber ja nicht der Einzelne von der Krankheit selbst, das ist ein ganz wichtiger Unterschied.

Was meine Fotografie betrifft, so bin ich an einigen Themen wie Intimität und Nähe dran, aber ich tue mich schwer. Es wirkt einfach nicht mehr aktuell, sich so auszudrücken.

SR: Den Todesstoß für die Fotografie musst du mir etwas genauer erklären: Gerade in letzter Zeit erfreut sich die Fotokunst doch enormer Popularität und andauernd werden für Museen Fotosammlungen angekauft oder gar neue Museen eröffnet. Gleichzeitig ist Fotografie zunehmend ein völlig beliebiges Medium geworden, das jedermann tagtäglich benutzt.

PS: Alle sagen: Ich liebe Fotografie! Aber etwas dafür zahlen will kaum noch jemand. Da denken viele, das kann ich ja auch.

SR: Oder ich kopiere es mir, mache einen Screenshot, fummle es mir digital zurecht.



PS: Das von dir erwähnte Interesse der Museen hat mit dem Nostalgiefaktor zu tun, die meinen nun, Fotografie, wie sie bis zum

Aufkommen der Smartphones war, zeigen und festhalten zu müssen, damit sie noch einen Stellenwert hat – aber alles, was danach mit Instagram und dem ganzen Blödsinn gekommen ist, wird ununterscheidbar. Manches ist sensationell, manche sind gut im Filter drüberkleben. Das hat nichts mehr mit Technik zu tun.

Gerade im Auftragsbereich zahlt keiner mehr, alle meinen, das mit der guten Kamera des Cousins selbst zu können.

SR: Wenn ich daran denke, wie in einer Stadt wie Düsseldorf die Leute in den 80ern und 90ern von Fotografie gelebt haben. Da hieß es ja auch für dein gesellschaftliches Standing noch etwas, „Fotograf“ zu sein.

Schon die Düsseldorfer Photoschule (Photographie mit „ph“) scheint mir aber ein Versuch zu sein, auf die Tendenz zu antworten, dass auf einmal jeder, der eine halbwegs gute Kamera halten kann, meint, etwas zu können.

Mit ihren Großformaten und buchstäblichem „Vorsprung durch Technik“ haben es die Düsseldorfer (vermutlich letztmalig) geschafft, hervorragend verkäufliche Flachware zu generieren. Aber im Grunde war auch das ein letztes Aufbäumen, wenn ich dich richtig verstehe. Ist die Fotografie im Verflüssigungszustand von einem zersetzenden Virus betroffen oder zerlegt sie sich gerade selbst nach allen Regeln der Viralität?

PS: Ich vergleiche es gern mit der Zerstörung der Musikindustrie. Da lief es ja mit Napster und Konsorten ganz ähnlich, wie derzeit in der Fotografie. Plötzlich ist das alles Massenware, die alten Großen arbeiten noch eine Weile wie gehabt weiter, alles andere ist

irgendwie zerfallen. Beide sind Opfer der Digitalisierung.

SR: Wie muss ich mir dann den Vergleich zum Ausgleich durch das Live-Konzert vorstellen?



PS: Eher am Kunstmarkt, mit der Ausstellung.

SR: Wenn der Markt sich derweil nicht gleichzeitig verflüssigt....

PS: Ich habe mich seit dem Beginn meiner Fotografenlaufbahn immer durchhangeln müssen. Ich bin den Krisenmodus gewohnt. Kenne ich alles schon.

SR: Als Kulturschaffender ist man ohnehin krisenerprobter als andere Menschen. Man kennt das eben, das dauernd alles zusammenbricht und man sich wieder neu sortieren, sich einmal mehr selbst erfinden muss. Man rechnet eher als andere Menschen damit. Abschliessende Frage: Wie erlebst du dieses Dasein permanenter Gefährdung, ein Leben auf dünnem Eis?

PS: Lustig, darüber habe ich lange mit einem guten Freund gesprochen und er sagte: Das Unsicherste im Leben ist

ein fixer Job. Da ist man immer von einer einzigen Ressource abhängig.

Während wir Freischaffenden ja auch immer noch Ausweichoptionen haben, wenn ein Bereich wegfällt. Das passt zu unserer momentanen Situation.



SR: Vielleicht stärkt das ja auch langfristig das persönliche Resilienzvermögen. Man verfällt nicht so leicht in Depressionen, man kennt es ja schon, ständig neu anfangen zu müssen. Ich versuche ja auch, meine Tage zu nutzen, wie sie kommen.

PS: Das ist ein Grund, warum ich mich mit unserer jetzigen Situation recht leicht tue.

Als ich HIV-positiv diagnostiziert wurde verfiel ich zwei Jahre lang in Depressionen und habe mir immer nur gewünscht, wieder dorthin zu kommen, wo ich vorher war. Man wartet auf diesen Tag, aber der kommt einfach nicht und man muss akzeptieren, dass er nicht kommen wird. Und ich glaube, so geht es jetzt allen.

Jeder will die Vor-Covid-Zeit wiederhaben. Aber die wird nie wiederkommen, auch wenn es eine Impfung oder Heilung geben sollte:

Es wird trotzdem nicht wie früher, allein schon wegen der Erfahrungen, die wir jetzt machen. Man kann die Zeit nicht damit verschwenden, zu warten, sondern muss einfach weiterleben und sich durchmanövrieren im Zweiwochenrhythmus: Eine Woche mit Maske, eine Woche ohne, dann in eine Bar gehen, dann wieder nicht...



Christopher Klettermayer (*1982) ist Autor, Fotograf und Künstler mit Sitz in Barcelona und Wien. Seit seiner HIV-Diagnose 2014 arbeitet er unter seinem Künstlernamen „Philipp Spiegel“ und widmet sich Themen wie HIV, Sexualität und gesellschaftlicher Stigmatisierung.



Susanne Ristow (*1971) ist Künstlerin, Museologin und Medienwissenschaftlerin in Düsseldorf. Seit einem Aufenthalt in Beijing im Jahr 2010-2012 forscht sie als „Kulturvirologin“ zu Themen der Viralität und Diffusion von Bildern, Sprache und Sound mithilfe der Denkfigur des Virus.